

*Karl Corino**

VOM LITERARISCHEN VOLKSVERMÖGEN DES OSTFRÄNKISCHEN DIALEKTS

Mein Heimatort Ehingen am Hesselberg lag – wenn es ihn zur Römerzeit schon gab – dicht hinter dem Limes auf dem Gebiet des Imperiums. Die Namensform mit der Endung -ingen deutet auf eine allemannische Gründung (Siedlung des Aho?), aber der Dialekt, der dort gesprochen wird, ist eine Variante des Ostfränkischen.

Für ein Bauernkind, das dort während des II. Weltkriegs geboren wurde, war dieser Dialekt selbstredend die erste Sprache. Sie besetzte die erste Stelle im Brocaschen Zentrum und jede Sprache, die später hinzukam, wurde in benachbarten Hirnarealen, sozusagen auf Reserveplätzen, eingelagert. Was wohl auch bedeutet, dass letztlich alles in den Dialekt zurückübersetzt werden muss, was verstanden werden will.

Der Spracherwerb eines Kleinkindes ist von vielen Rätseln durchsetzt, speziell wenn er nur durch die Erinnerung des Kindes selbst oder der Mutter (ohne schriftliche Dokument oder gar Tonband-Aufzeichnungen) festgehalten ist.

Der Tod meines Patenonkels Fritz, der am 18. September 1943 an der russischen Front von einer Mine in kleine Stücke zerrissen worden war, bildete die Lebenswunde meiner Großmutter. Oft soll sie mir in den folgenden Monaten gesagt haben: „Dei Pat war Major. Der is gfalla!“ Ich hatte diesen Mann zum ersten- und letztenmal bei meiner Taufe „gesehen“, er war danach wieder ins Feld gefahren. Natürlich verstand ich nur Bahnhof, wie das auf Neudeutsch heißt, und soll fragend gemurmelt haben: „Mei Bad is mei Ohr? Der is gfalla?“ Ich versuchte, die unverständliche Aussage meiner Großmutter in mir Bekanntes zu übersetzen, aber wie mein Bad mein Ohr sein und was das mit dem Fallen zu tun haben konnte – schlicht unbegreiflich.

Das mir Unverständliche (z. T. Fremdwörtliche) mir verständlich zu machen, war eine der Tendenzen, die meine Mutter überlieferte: Bloamakohl – Bloama g’holt, Apfelkompott – Apfel kaputt, Bandage – Arschband (ein Ledergitter, das den Kühen vors Hinterteil geschnallt wurde, damit sie nach dem Kalben die Gebär-

* Dr. Karl Corino, Tübingen. E-Mail: karl.corino@t-online.de.

mutter nicht austrieben). Ich hätte „ds Würzela“ wissen wollen, berichtete meine Mutter, und kam dabei gelegentlich auf radikal falsche Etymologien. Meine Mutter, Besitzerin eines selbstgefertigten Poesie-Albums und ausgezeichnete Kennerin der (Trivial-)Poesie des 19. Jahrhunderts, wie sie sich etwa in den Lesebüchern niederschlug, hatte durchaus Sinn für kindgemäße Sprachspiele und spielte sie oft mit mir. In manchen wurde die Übersetzung aus dem Hochdeutschen in den Dialekt selbst thematisiert, so in einem dreistufigen Dialog mit steigender Grobheit, dessen höchste Stufe die Mundart lieferte:

„Was gibt's denn heute zu Mittag, Mutti?“
 „Böhnchen, mein Söhnchen!“

„Was gibt's?“
 „Bohnen, mein Sohn!“

„Waas gits?“
 „Bohna, Saubua dreckater!“

Ja, bei diesen Hülsenfrüchten („Bohna, Gott soll schona!“) wurde mancher schwerhörig und konnte unempfindlich werden für die lautmalerischen Qualitäten der mundartlichen Dialoge. Ein anderes Scherzgebilde, das ich aus grauer Kindervorzeit erinnere: Dialog eines Mutterschafs mit seinem Lamm, vorgetragen in Diskant und Bass:

„Mamala mäh, wann gang mer ins Weisch?“
 „Auf Barthalabläh!“
 „Was fress mer'n derweil?“
 „Schmella!“

Mit dem Rückgang der Schäferei wie der bäuerlichen Landwirtschaft und schrumpfender Kenntnis des Heiligen-Kalenders (Bartholomäi war am 24. August) drohen solche Puerilia, die vor 60 Jahren jedes Kind bei uns verstand, unverständlich zu werden. Das Weisch (das das Grimmsche Wörterbuch durchaus noch kennt), waren die abgeernteten Getreidefelder, in denen die Schafe nachstoppeln, Ähren-Nachlese halten durften. Und dies war natürlich verlockender, als dürre, verholzte Grashalme (Schmella) zu fressen. Die onomatopoietischen Reize, in denen sich das Blöken des Altschafs und das – eher an Ziegen erinnernde – Stimmchen des Lamms abbildeten, waren für das Kind damals vorherrschend.

Überhaupt will es mir nachträglich erscheinen, als habe der Dialekt bei manchen Vokabeln eine überlegene Fähigkeit zur doppelten Abbildung gegenüber der Hochsprache gehabt: in der Verdeutlichung der Semantik durch die Lautgestalt. „Der Hund bellt“ ist relativ blass gemessen an „Der Huund baunxt“. „Knengara“ ist eine hervorragende Umsetzung nasalen Sprechens, „kneafa“ für Herumgewei-

ne, „sorfa“ für schlurfendes Gehen. Und ein „Knippidknapp“ war jemand, der „knappte“, hinkte – in diesem Substantiv hörte man geradezu das Tippeltappel der kurzen und langen Schritte...

Wie der Dialekt in der Lage ist, bestimmte Sachverhalte und Bewusstseinszustände sprachlich in Szene zu setzen, verblüfft mich immer wieder. So etwa im ehelichen Dialog zweier Bauersleute im nächtlichen Schlafzimmer.

„Stand auf! D' Latära kelbert! Der Stal lefft scho im Moggala rum!“

Die schlaftrunkene Verwirrung und die Verwechslung aller Verhältnisse angesichts einer plötzlich kalbenden Kuh lässt sich trefflicher nicht ausdrücken. Nicht schlechter ist auch die redensartliche Warnung an einen gerade Aufgestandenen, der noch ein wenig taumelt und sich die Augen reibt:

„Verschääch fei dia Zibbali net!“

Bitte, die frei herumlaufenden (und vielleicht Ei-Krümel, Weißbrot-Brösel und fein gehackte Brennnessel pickenden) Küken nicht zu zertreten, obwohl sie gar nicht vorhanden waren – das war gerade der Witz. Wir stoßen hier auf eine Art Surrealismus des Dialekts, der uns noch öfters begegnen wird. Und surrealistisch war auch die Bildung von Chimären, wenn er ein unliebsames Frauenzimmer (sächlich) ein „Saumensch“ nannte (wir kennen die Wirkung, die die Münchner Variante auf Toni Buddenbrook hatte). Da waren Schwein und Frau verblüffend zusammengenäht – wie in der heutigen Genetik die „Schiege“ (die Kreuzung aus Schaf und Ziege) oder der „Liger“ (ein Bastard aus Löwe und Tiger). Bei mir provozierte das erste sprachliche Neuschöpfungen wie „Fuchskräha“ oder „Biiraratz“ (Birnenratte), die z. T. in den Sprachschatz der Familie aufgenommen wurden.

Der Dialekt hatte auch Sinn für witzige Paradoxe, nicht zuletzt im Hinblick auf Wetter-Phänomene, die für den Bauern immer besonders wichtig waren:

„nasskalt und schwüäl«; »es hellt si aus zum Wolkabruch“.

In solchen Widersprüchen konnten jenseits des Sprachwitzes auch jähle Wetterumschwünge grell beleuchtet werden wie vom „Wäterloacher“, dem Blitz, in dem der mittelhochdeutsche „wetterleich“ konserviert ist wie in einem Akkumulator.

Der Dialekt und seine gereimten Knittelverse begleiteten den Jahreslauf, den Wandel am Himmel und auf der Erde. Man wusste, bald nach der Wintersonnenwende wurde es von Tag zu Tag um einen Hahnenschrei, ab Dreikönig um einen Hirschensprung früher hell, und ab 2. Februar hieß es

„Liachtmess,
Supp am Tag ess“.

Es war Jahrhunderte lang eine morgendliche Milchsuppe, von allen gemeinsam aus einer großen Schüssel in der Tischmitte gegessen, und da unterwegs zum Mund jeder etwas aus seinem Löffel verschüttete, sah das Ganze aus wie eine Sonne mit ihren weißen Strahlen.

Wenn im Sommer die (heute fast ausgestorbene) Kornrade blühte, hieß es im Hinblick auf die bald abgeschlossene Getreideernte:

„Rida, Rada rot,
bal gits a neis Brot“.

Und wenn als letzte Frucht der Hafer geschnitten war, reimte man – lange vor der Diagnose von Melanomen –:

„Der Wiind wäht übers Habberweisch,
do werra die Schwarzza aa widder weiß!“.

Der Höhepunkt der sommerlichen Hitze war überschritten, selbst die tiefbraun Gebrannten (schwarzbraun wie die Haselnuss) begannen wieder blasser zu werden und aßen ihr Vesper nicht mehr in jedem Fall im Schweiß ihres Angesichts.

Das tägliche Brot, seine Zubereitung und sein Verzehr, bildeten wichtige Themen, in Zeiten, in denen es Hunger gegeben hatte (1897, 1929) und es noch Sünde war, Brot wegzzuwerfen. »Kneten, beten und Heutreten« galten als die schwersten Arbeiten, und die Frauen murmelten, leicht anzüglich, wenn sie sich morgens, kaum angezogen, dem Backtrog näherten:

„Muß auf, muß auf,
muß über dich,
muß dich herumkapellen,
daß dir dein Leib tut schwellen“.

Das graue Bauernbrot mit brauner, gabelgenarbter Rinde wurde in jedem Alter gern gegessen. War es frischgebacken, hieß die Devise:

„Des is a Brot wia a Wolla,
do ka mer Brocka neitrolla“.

War es hart und altbacken, griff man dennoch herzlich zu:

“Des is a Brot wia a Nusskera,
des ess i gera!“

Der entsprechende fränkische Imperativ an die Kostverächter lautete:

„Wenscht des net magscht, noch frisch Hundsfotza!“

Die bäuerliche Küche war oft, speziell im Winter, nicht sonderlich abwechslungsreich: Sauerkraut, Kartoffeln und Salz- oder Rauchfleisch als *piece de resistance*, und wenn es einmal einen Hauch von *nouvelle cuisine* gab – „Heint hem mer ebbas Guats gessa – a gräächts Fleisch und des hem mer in Honig neitunkt“ –, dann wurde diese experimentelle Kombination von Herzhaft und Süß jahrelang kolportiert. Rindfleisch? Nach Notschlachtungen oder zu einer Hochzeit. Kalbsbraten? Zur Kirchweih, einem Höhepunkt des Jahres, kulinarisch und poetisch.

Zur Kirba wurde das „poetische Volksvermögen“, wie Rühmkorf das nannte, in heftigen Umlauf versetzt, und der ‚dichtende Volksgeist‘ der Romantik erlebte für ein Wochenende eine kurze Blütezeit. Beim Tanz um den geschmückten Maibaum – der auch im September so hieß – wurden Bauernsöhne, Handwerker, Knechte und Gesellen zu spöttischen Barden, denen für ein paar Stunden nichts heilig war – außer vielleicht dem Bier:

„O du brauns Bierla,
du bischt mei Gott, mei Gott.
Bal reißts mir wistaher,
bal reißts mi hot!“

Mitunter steigerte sich der egalitiäre furor der „Ehhalten“, der Dienstboten, zu wüsten Drohungen:

„D’ Bauraknecht hot Gott erschaffa
wie d’ Schualmaschter und die Pfaffa.
Wer an Bauraknecht veracht,
den hollt der Teifel bei der Nacht!“

Die Respektspersonen des Dorfes wurden von ihren Sockeln geholt – fränkische Saturnalien – und dem Gespött preisgegeben, speziell wenn sie der anderen Konfession angehörten:

„Und der Pfarrer vo Kempten
der stärkt seine Hemden
mit dem eigenen Samen
in Ewigkeit. Amen

Und der Pfarrer vo Usch
der hot an Verdruss,
weil der Köchi ihr Vis-a-vis
auspflaschert is!“

Jahrelang hielt ich dieses Usch für einen erfundenen Ort, bis mich das Postleitzahlenbuch belehrte (PLZ 54655). Er liegt in der Nähe von Köln. Und der unreine Reim (Usch – Verdruss) schien in diesem Fall sogar berechtigt, weil die Begehrlichkeit des Pfarrers ja nach den Regeln seines Standes auch nicht gerade reinlich war...

Ja, die liebe Sexualität. Die Kirchweih-Lieder machten keinen verschämten Bogen darum herum – sie nannten die Dinge beim Wort, und sei es in der Umschreibung:

„Bal fahr i in Acker,
bal fahr i in Klee.
Do steht mer *mei* sakrischer
Wetzstoa in d' Höh!“

Und dem Zeilensprung folgte nicht selten der andere Sprung, nach dem Motto:

„Der Schmied, der schmeißt
sein Hamer weg
und rumpelt auf *sei* Weib“.

Eine Schule der Liebe und der Zärtlichkeit war das nicht gerade, und die Initiati-
on, die mitunter geschildert wurde, verwies in seltsamer Parallele – geradezu exo-
tisch – auf die Bräuche australischer Stämme, bei denen die alten Männer junge
Mädchen nahmen, und die jungen Männer von älteren Frauen eingeführt wurden.

Während alte fromme Lieder den Wachtelruf Pick-prr-wick als „Lobet Gott“
deuteten, ging es im Kirchweih-Lied weltlicher und habhafter zu:

„Sechs-Paar-Weck, sechs-Paar-Weck
Schlacha d' Wachtel.
Ds Poussiera habe i glernt
boa'r alta Schachtel!“

Der Realismus solcher Texte war handgreiflich – aber er schlug mitunter auf gro-
teske Weise in den schon apostrophierten fränkischen Surrealismus um:

„*Mei* Schatz, des is a liaber Kerl,
dia kocht mr heint a Muas,
dia setzt si auf'n Pfannastiel
und rührt glei mit'n Fuaß“.

Geradezu ergreifend und für mich vielleicht die schönste Strophe, an die ich oft
dachte, wenn es mir schlecht ging;

„Und wenn i an *mei* Elend denk
und an mein linka Fuaß,
nocht steigt mer ds Herz in Kemich nauf
und werd mer voller Ruaß“.

Zur Zeit der offenen Kamine in den Bauernküchen hatte es das Herz leichter,
in den rußschwarzen Schornstein aufzusteigen, auch wenn es schwer war, dort

zwischen den hartgeräucherten Würsten und Hammen (Schinken) einen Platz zu finden. Und wenn der Teufel gelegentlich in gotteslästerlichem Pakt mit seelenverkäuferischen Bäuerinnen Schmalzgebackenes abwarf

(„Schwarzer, los falla!“), dann konnte es ja wieder mit herunterkommen.

Solche Trauer war schön – Dank seinem unbekanntem Verfasser! – und kontrastierte heftig mit der Gefühllosigkeit, die sich bei Todesfällen äußerte:

„Ds Weibersterba
is ko Verderba.
Aber ds Gaul-Verrecka,
des is a Schrecka“.

Ein erschreckendes Dokument aus den Zeiten des Kindbettfiebers, aus der Ära vor Einführung der Pferde-Versicherung. Eine neue Frau – das hieß neue Mitgift, frisches Fleisch im Ehebett; für ein neues Pferd musste man Geld hinlegen und sich womöglich auf neue „Litzen“ (Macken) einstellen.

Und wenn die Leute alt wurden, Altsitzer und Austrägerinnen, zu nichts mehr nutze, vielleicht nicht einmal mehr als „Kindsma(g)d“, dann wurde auf ihren Tod gewartet.

„D’Zeit vergeht und ds Liacht verbrennt, und die Großmutter is widder net gstorba!“

Und wenn die Jungen unberufen Glück hatten und ein unnützer Esser wie der Großvater verunglückte tödlich, dann lautete die Formel

„Guat is ganga, der Herrla hot ds Gnick brocha!“

Immerhin ließ das Verbot „Um an hooria Fuaß flannt ma net“, das auf den Tod von Großtieren gemünzt war, zwischen den Zeilen die Möglichkeit offen, um ein behaartes Männerbein zu weinen.

Der Tod eines Kindes? Lapidare Trost-Formel:

„Sterba is leicht. Des könn scho die klenschta Kinder!“

Die Sprachphilosophen und Linguisten von Wilhelm von Humboldt bis Benjamin Lee Whorf wussten, dass jede Sprache ein eigenes Weltbild vermittelt. Das gilt mit einer gewissen Einschränkung auch für die Dialekte. Sie spiegeln soziale, ökonomische, gesundheitliche etc. Verhältnisse, die ihrerseits wieder Wandlungen unterworfen sind. Die bäuerliche Landwirtschaft ging in Mittelfranken in den 1950er Jahren zuende. Die Dienstboten verschwanden, die große Rolle, die die Kirchweih jahrhundertlang gespielt hatte („Saure Wochen, frohe Feste“ nach Goethe), war ausgespielt, sie wurde vom lebendigen, Verse stiftenden Brauch zur Folklore, die die organisierte, schrumpfende Landjugend künstlich am Le-

ben zu halten suchte. Die Flurbereinigung kam und die Agrarpolitik der EU, die auf ein großes Bauernlegen hinauslief. Die Altersversorgung für Landwirte kam, und mit der materiellen Sicherheit für die Alten (die ihre Rente oft nicht verbrauchen konnten und so zum Familien-Einkommen beitrugen) verschwanden die giftigen Sprüche über die unnützen Greise, deren Tod man herbeisehnte – so wie die Ausdrücke „Herrla“/ „Fraala“ oder „Ahfri“ (Ahnfrau) aus dem Sprachschatz verschwanden. Durch die Kühlgenossenschaften mit ihren Gemeinschaftsgefrieranlagen wurde die Küche bunter, Hunger (wie zuletzt 1897 und 1929) gab es nicht mehr und keine Sorge wegen brotfressender Knechte.

Als ich 1959 am Gymnasium Dinkelsbühl eine Facharbeit über meinen Heimatdialekt schrieb, waren diese Veränderungen noch nicht so deutlich – ich beschränkte mich auf die Lautverschiebungen, den Vokalismus und seine Veränderungen seit dem Mittelhochdeutschen, wurde darauf freier Mitarbeiter des „Ostfränkischen Wörterbuchs“ an der Universität Erlangen, füllte fleißig Fragebögen aus und wurde eingeladen, mein Germanistikstudium dort zu beginnen. Schon nach dem ersten Semester kürte man mich zur wissenschaftlichen Hilfskraft der Arbeitsstelle, und ich wertete ein Jahr lang Karteikarten mit Lemmata aus. Die erste habe ich mir gemerkt: „Die Gans gilft“ – ein Ausdruck, den ich bei Konrad Lorenz nicht gefunden habe – wahrscheinlich, weil er und seine Gänse kein Ostfränkisch sprachen.

Die Arbeit mit den kleinen hellblauen Zetteln war nicht uninteressant, die Bezahlung war eine willkommene Nebeneinnahme zum Stipendium – die Zukunft beim „Ostfränkischen Wörterbuch“ hätte „a gmähts Wiesla“ werden können. Promotion, gar Habilitation schienen möglich. Andererseits schreckte ich vor der Aussicht zurück, vielleicht ein Leben lang Dialektforschung zu betreiben und so, metaphorisch gesprochen, doch nicht „vo der Kuah ihm Arsch“ wegzukommen. Deswegen entschloss ich mich, nach dem 3. Semester nach Tübingen zu gehen und mich der modernen Literatur zu widmen. Das entschied über meinen weiteren Lebenslauf (Musil!).

Der Dialekt trat in eine Latenzphase. Als Franke hatte ich keine Schwierigkeit, schwäbischen Dialekt zu verstehen und imitatorisch zu sprechen – inklusive des „gerissenen“, ch-artigen R von Derendingen (Cheisbrei, Chiebeleussupp und um an Kreizer Chettich/ Mei Vadder cheißt./ mei Muader cheißt/ mei kloiner Bruader stotteret/ Bloß i alloi ko frei chaussage/ Cheisbrei, Chiebeleussupp und um an Kreizer Chettich). Gelegentlich konsultierte ich im Lesesaal der Universitätsbibliothek Hermann Fischers *Schwäbisches Wörterbuch*, wenn mir ein spezieller Ausdruck der Goga in der Tübinger Altstadt auffiel. In den späten siebziger Jahren – ich war seit 1970 Redakteur in der Literaturabteilung des Hessischen Rundfunks Frankfurt und oft mit hessischen Mundarten konfrontiert – erwachte mein Interesse am Dialekt neu. Anregend gewirkt haben die Nürnbergerischen Gedichte und Stücke von Fitzgerald Kusz. Mehr aber wohl noch war der Tod meines Vaters schuld, der mich meinen fränkischen Wurzeln wieder näherbrachte, zumal meine Mutter weiter auf unserem nun aufgelassenen Hof lebte. Damals entstanden – für

mich selbst sehr überraschend – meine „Fränkischen Epigramme“, die bis heute noch nicht in toto publiziert sind.

Der Dialekt machte die Arbeit mitunter einfach – er stellte sozusagen Realdymades zur Verfügung. Da gab es z. B. den Fluch „Verreck und werr a Heala“ (Stirb und werde ein Hühnchen). Es bedurfte nur einer Überschrift

„Seelenwanderung fränkisch“ – und fertig war die fränkisch-indische Laube. Oder man sagte von früh gealterten, kinderlosen Frauen, sie würden Hutzeln, bevor sie Birnen würden. Man kam in das Gewächshaus einer Gärtnerei und sah das Paradox leibhaftig vor sich:

Gwächshaus

Alles bliajt und trecht
vor der Zeit

Bloß die Gärtneri
kriacht kon *Maa*

Des werd a Hutzeln
bevor's a Biira werd

Einer hatte zeitlebens mit seiner Rauflust geprahlt, aber als er mit seiner tödlichen Krankheit kämpfen sollte, gab er rasch klein bei.

Aufschneider

„Hebt mi, i bin a schwerer Raffer!
I gang gecha's Messer wia a Gaul!“

Des war sei Spruch

Aber wia's aufschneida gwellt hebba,
is er hinderschi wia a Krebs

Naustracha hebba's n
mit da Fiaß vorraweg
wia an jeda

Political correctness kannte der Volksmund nicht und keine Furcht vor dem Vorwurf des Antisemitismus – schon gar nicht beim ehelichen Dialog, den ich mit eigenen Ohren gehört habe:

Die Fraa

„Alla Mengel kriacht ma
wia die sell Judakuah“

Der Maa

„Ah geh zua
du bischt doch *mei guata Sau!*“

Das war durchaus als zärtliches Kompliment gemeint. Das Schwein – in diesen Ländern ein hochwillkommener Energie-Lieferant in Form von Wurst und Fleisch und Kesselsuppe, ein Sinnbild der Fruchtbarkeit. Man konnte es eben (oder eine SIE) zum Fressen gern haben. Und es wäre nicht absurd gewesen, wenn das Libretto zum *Zigeunerbaron* in Franken entstanden wäre – „Mein idealer Lebenszweck/ ist Borstenvieh und Schweinespeck“. Und auch Robert Musil wunderte sich – norddeutsche Variante – bei einem Besuch auf Sylt 1923 über die seltsame Liebe der Bauern zu den Schweinen, obwohl man sie „nur zum Abstechen aufzieht“. Selbst von rachitischen Ferkeln sprachen sie mit einer Zärtlichkeit wie „von einem missratenen Kinde“.

Wie schockiert war ich als Junge, als ich das Foto einer Papua-Frau sah, die ein Schweinchen an der eigenen Brust stillte. Aber um das innige Nebeneinander, Miteinander, Ineinander von Mensch und Schwein zu erleben, musste man nicht nach Neuguinea blicken. Es spielte sich auch bei uns zulande in den Höfen, auf den Straßen ab, überall.

Dialog

A Fraa (drei Kinder unehelich)
treibt ihr rumsada Dausch mitn Stecka
durchs ganze Doraf zum Decka

Kummt a Bauer dagecha
und spöttelt

„Was für ona vu eich zwua
rumst nocht ebbi?“

Die Fraa
net auf ihren Rüasel gfalla

„Was a guater Beiß is
der schmeckts!“

Da hatte er’s nun, der Spötter, und zog mit entringeltem Schwänzchen davon. Dabei durfte man nicht übersehen, dass die Degeneration mitunter auch im Schweinestall Einzug hielt und dass die Sauen (die in ihrer fettblühenden Jugend Nunna = Nonnen hießen) nicht rauschig wurden. Dagegen harrte es früher probate Hausmittel gegeben – der Bauer öffnete einfach seinen Hosenstall und pisste in den Futtertrog.

Tierzucht (I)

Is des heint a Gwürch
bis die Dauscha rumsa

Do braucht mer in Tierarzt
und Spritza Hormone

Sunscht hots glangt
wenn der Bauer z'früh
dem faula Viich
in Bahra *neigsoacht* hot

Nocht is bal gestanda

Das heißt – das Genital des Schweins (die Danza) lief rot an und es trat die Duldungsstarre beim Decken ein. Testosteron war offenbar Testosteron, von welchem männlichen Wesen es auch kam, es hatte stimulierende Wirkung auf den weiblichen Chemismus, wenn es da im Futtertrog stand und duftete.

Die Symbiose mit den Tieren im Alltag führte dazu, dass auch die Rede gespickt war mit Tier-Bildern, die Menschen erlaubten, von sich zu sprechen, auch wenn sie nicht wussten, was Vergleich und Metapher war: Vieles vom Folgenden habe ich wörtlich aufgeschnappt.

Alte Fraa (VI)

Um mi braucht'r amol
net flanna
Was hab i scho ghatt
vo mein Leba

Die Schwiechermutter bös
wia a Dausch dia ihr Junga frisst

Mei *Maa* hot mi derschiaßa gwellt
weil a Sau zwoa Säili verlächa hot

Die Schwiechertochter
so betzamässi wia a Nunna
vo der Herzdutta

Do hett mer aa besser
ds Kiind weggschmissa
und ds Fääch aufzocha

I hab mei Fäächefeier
auf Erda ghet

wia a Katz
im brennada Bachoffa

Und neamer is kumma
hot aufgmacht

Eine todtraurige Lebensbilanz – gezogen mit der Hilfe von Schwein und Katz. Wobei auffällt, wieviel genaue Beobachtung und implizite Wissenschaft in solchen Bildern steckte. Die Lebenserfahrung hatte die Bauern und Bäuerinnen gelehrt, dass Ferkel, die an den herznahen Zitzen saugten, Alpha-Tiere waren, die erwachsen schwer lenkbar wurden und sich deshalb zur Zucht weniger eigneten.

Gleichzeitig wurde noch nicht durchschaut, dass die Rangordnungskämpfe der Jungtiere ein eisernes biologisches Gesetz waren, die man durch Ohrfeigen nicht verhindern konnte, auch wenn die Biss-Verletzungen an den Schlappohren mitunter zu bösen Infektionen führten. Jungs, die sahen, wie männliche Ferkel bei lebendigem, unbetäubtem Leib kastriert wurden, wie der Säuschneider mit seinem Taschenmesser und einem Schnitt die dünne Schwarte zwischen den Hinterläufen auftrennte, Hoden und Samenstränge herauschnitt („Do is ds Läba din!“), in die Wunde flüssiges Fett füllte – sie nahmen Drohungen mit dem Messer zunächst einmal ernst:

Saubua elender,
kannscht net höra?

I schneid der d'Ohra raa
bis auf zwoa

Sobald man, trotz des Schocks, bis zwei zählen konnte, verlor der Bluff seine Schrecken. Aber ich muss gestehen, dass ich noch heute zusammenzucke, wenn ich lese, dass afghanische Männer ihren Frauen zur Strafe Ohren und Nase abschneiden. So tief steckt frühe Angst, altes Leben im heutigen. In den Lebens-Summen sind die kleinen Posten des Anfangs immer enthalten:

Bilanz

ER wär woll
a guater Bauer gworra

Er hot tüchti gfüatert und gmischt und
bonders schea gmolka

Nocht is er furt hot studiert
weil mer ja wegmuaß
vo der Kuah ihm Arsch

hot mordsmässi gäckert
in sein Büro

Aber broocht hot ers
zu nix odder sach mer: net vill

„Ds Glück is a Rindviich
und suacht seinsgleicha“

Bloß ihn hots
net so recht gfunda

Wenn ich in meinem Manuskript blättere, stelle ich fest: Solche sogenannten privaten Gedichte altern nicht, im Unterschied zu den „carminis personae“, etwa wenn ich den Zyklus „Die grene Hend“ nehme, zehn Gedichte auf die Hände meiner Mutter. Etwas anders ist es bei Zyklen wie „Tieffluggebiet“. Meine mittelfränkische Heimat war lange Jahre Tieffluggebiet, in der die Bundeswehr in 50 oder 60 Metern Flughöhe für künftige Kriegseinsätze das Heranhuschen über Waldwipfeln und das Unterfliegen des gegnerischen Radars probte – eine höllische Lärmbelastung für Mensch und Tier mit z. T. erschreckenden Folgen. Das hörte erst mit der deutschen Einheit auf, als in den sich entvölkernden neuen Bundesländern neue Übungsflächen und Bombodrome gefunden wurden. Meine Texte hätten den Betroffenen aus der halb betäubten Seele sprechen können, so man sie nicht ins Mecklen- oder Brandenburgerische hätte übersetzen müssen.

Tieffluggebiet I

Heint teba s' widder rum
wia der Wääderloacher

Alle Heilicha kannscht raafuacha –
des hört ko Deifel

Ds wüati Heer is
a Drääck dagecha

II

Sunscht hot mer si gfräät
auf schea Wääder

Heint is on himmelangsch –
in ganza Tach gelfera s'rum

dia Himmelhund dia scheckada

Des is was für Daachdecker und Glaser
aber net für d'Leit

III

Der Himmel voll Schallmaura

und dass no an Rechabocha git
is fascht a Wunder

Manchmol siecht ma s'
do durch fliacha

Sie aber secha'n
(so hab i ghert wenn ma
überhaupt no was hert)
als schena Kreis

Des is doch a Hohn

IV

Der Dokter hot mer neili
die Ohra durchbloost

iaz merk i erscht
wia toosheerad i bin z'obads

Und wenn's schlimmer kummt
ds Trommelfell platzt
(hot er gsacht)
nocht macht er aa no sei Gschäft

V

Um achta sen s' doo
püktli wia d' Maurer

Als wellta s' in Himmel eireiða
mit ihrer Trumm Kella

Die Häiser zittara
die Türr werra türmlisch

und d' Leit kriacha Eifäll
wia d' Russa

VI

in memoriam St. Koloman Weipertshausen

Wenns aufklart
nocht kumma s'

nocht kracht's
 nocht rieselt's
 noch knischtert's
 nocht reißt des Gwölb
 nocht fällt der Turm
 nocht is die ganze Kirch
 in Erdboda gleich

Des hoaßt ma
 Aufklärung

VII

Wenn was eischtortz –
 sie sen's net gwesa

*U*schuldlämmer sen s'

A paar Bockschrüng meassa
 erlaubt *sei*

Und schliaßli: was fällt
 soll ma sctoßa

VIII

Di Silberfuchsweibli fressa
 wenn's immer so knallt
 ihr eichna Junga
 ratzabutz

I wart bloß drauf
 dass d' Leit des
 mit ihra Kinder
 grad a so *toa*

IX

Sunscht hebba s' zum Gwitter gsacht

„Des muaß erscht kumma
 und mir sen scho doo!“

Iaz kannscht gar nimmi
 so schnell gschaua
 wie dia doo sen und
 scho widder furt

Dass doo wara
 merkscht an da Schneisa im Hoolz
 und an den Dunner

Der reißt bloß aa
dass widder dranaknüpfa könne

X

Des is wia wenn der *oar*
mit'n Hamer voll auf n Koopf haut

di ona falla
in Ohnmacht

di andera wacha auf
aus der Betäubung

scho unterm Messer

Sollten wieder friedlichere Zeiten einkehren und die Trainingsflüge der Bundesluftwaffe wieder über dem geplagten, angeblich menschenleeren Kanada stattfinden, könnte man meine Epigramme ja in die dortigen Indianer-Sprachen übersetzen! Vielleicht sind sie ähnlich lakonisch wie unser Ostfränkisch.

Ich bin auch in meiner hochdeutschen Lyrik (z. B. in den *Tür-Stürzen* von 1981 oder in den ‚Residuen‘ von 2010) dem großen Pathos immer abhold. Wenn die „Hölderlin-Deuter auf hohem Ross“ davon schwärmten, die (umstrittene) Hölderlinsche Lesart „der Rosse Leib ist der Geist“ sei die Essenz griechischen Denkens, dann lautet meine Antwort:

der Rosse Leib ist aus
Pferdefleisch

bis auf die
Knochen

Wobei schon öfters bemerkt wurde, dass es bei Hölderlin selbst neben dem hohen Ton, „antiker Form sich nähernd“, ja durchaus auch etwas Erdiges, Erdhaftes gibt, das aus seinem schwäbischen Dialekt stammt und sich mit ihm verschwistert. Manches, was heutigen jungen Lesern an seinen Wendungen seltsam vorkommt, ist ja dadurch zu erklären, dass er auf das Idiom von Lauffen, Nürtingen oder Tübingen zurückgriff, das ihm immer zur Hand war, auf der Zunge lag.

Ohne mich sonst auch nur im Entferntesten mit ihm vergleichen zu wollen, möchte ich behaupten, dass ich meinen ostfränkischen Dialekt mit derselben Selbstverständlichkeit in mein Hochdeutsch integriere, sei es in Form wörtlicher Zitate oder der Übersetzung. Die Beispiele sind zahlreich. Wenn ich mich in dem Gedicht ›Anderer Winter‹ mit des politischen „Taufwetter/ neuem hundertjährigem/ Kalender“ befasse, zeige ich den alten metereologischen Winter mit Wendungen wie „hell is“ (von mittelhochdeutsch *hel* = glänzend, eisglänzend, glatt)

und „es leunt“ (entrundet leint, von mhd. liunen = auftauen). Und da waren Winter-Worte wie „Broteis“ und „scharfe Stollen“, griffige Schraubstollen, die dem Pferdehuf Halt gaben, unabweisbar.

Die Konfrontation alter und neuer Zeit schien mir immer fruchtbar, der Unterschied machte die Phänomene der Moderne sichtbar. „Gäh-Hunger“, ostfränkisch für jäher Hunger, ist ein solches Wort der Vergangenheit, Vokabel für einen Sachverhalt noch aus dem späten 19. Jahrhundert, der im Zeitalter des Nahrungsüberflusses bei uns schier unvorstellbar geworden ist. Mein Großvater väterlicherseits, Jahrgang 1880, erzählte z. B. von dem bereits erwähnten Jahr 1897, dass damals die armen Leute in unserer Gegend das Mehl mit gemahlener Baumrinde und Sägemehl streckten. Wenn man über Land ging, konnte es passieren, dass jemand zusammengesunken am Wegrand saß und flehentlich um ein Stück Brot bat, sonst könne er nicht mehr weiter, so ausgemergelt und erschöpft war er. Es waren Jahre, in denen verzweifelte Mütter vor ihren Kindern Brot und Messer versteckten, wenn sie das Haus verließen, und wenn die Kinder den Laib fanden, holten sie eine Sichel, um sich etwas abzusäbeln, „die Sichel“ also „verstecktes Brot schnitt“. In Texten wie ‚Lichtmeß‘ und ‚Gäh-Hunger‘ verglich ich jene Mangel-Jahre mit meiner eigenen Existenz als Angestellter öffentlichen Rechts in einer Rundfunkanstalt.

„Im warmen Neonstall ich
beschneit von Phrasen gefüttert
mit Akten gemästet von Schonkost
aufgefressen von Fristen
der Steckenpferde Stangenreiter
Schopper der Freizeitrutschen

bleibe kann bleiben kein Grund
den Hut zu putzen die Platte“

Der Gäh-Hunger, der einen gesättigt anfiel, galt einem anderen Leben. Ich nehme an, die verständnislosen Kritiken deutscher Germanistik-Professoren an amerikanischen Universitäten hingen damit zusammen, dass diese Rezensenten den speziellen „clash of civilizations“ innerhalb Deutschlands nicht kapierten, den von agrarischem Mittelalter, das in Franken bis in die 1950er Jahre dauerte, und von postagrarischer Moderne. Dass a Stangareiter (in der mundartlichen Lautung) der Großknecht war und der Schopper der junge Kleinknecht, der wegen seiner geringeren Größe Heu und Getreidegarben in die hintersten Winkel der Scheune stopfen musste, das hätte ich wohl in einem Glossar erklären müssen – und nicht anders den Brauch, beim Arbeitsplatz-Wechsel zu Lichtmess den Hut zu schmücken. Ebenso die usance, auf Wiesen, die im Herbst nicht zur allgemeinen Beweidung freigegeben waren, Pfandzeichen zu setzen, Strohbäusche auf einem Haselstab, „Pfändschaube“, Pfendschaab. Sie als Metaphern für menschliche

In-Besitznahme. Und vorsichtshalber übersetzte ich den Dialekt-Ausdruck (von mhd. Schoup = Strohbund), weil ich wohl zu recht davon ausging, der Rezensent resp. der normale Leser werde nicht in Mattias Lexers mittelhochdeutschem Wörterbuch nachsehen und die Erklärung finden, das „umkehren des schoubes war ein symbol der besitzergreifung oder der erhebung eines anspruches“. Mitunter war bei solchen Kautelen eine weitere Übersetzung nötig. Wenn ich die Bauernregel „Um an hooria Fuaß flannt *ma net*“ ironisch auf ein Männerbein übertrug

(„Brauch“), dann musste die Verlängerung des Fußes bis zur Hüfte als spezifisch ostfränkische Anatomie berücksichtigt werden. Der sprachliche Fuß-Abdruck war ein Indiz, der Verfasser habe zunächst im Dialekt formuliert.

Ich gebe zu, dass ich die Übersetzungen aus dem Ostfränkischen, Ehinger Version, gelegentlich zwar mit Grund, aber doch mit Bedenken vorgenommen habe. In meinem Gedicht ‚Urbar‘ innerhalb des Bandes *In Bebons Tal. Neue Bilder aus Bebenhausen*, einem Gedicht, in dem es um die Enteignung der Bauern durch die Klöster ging, wollte ich schließen mit einem berüchtigten Herrenspruch, der mir nur im hartmäuligen sound meiner Gegend bekannt war (was nicht ausschließt, dass er von Großgrundbesitzern auch anderswo gekannt und benutzt wurde):

Wenn a Bauer lacht, ghert‘m a *Zah* grissa,
wenn er nomol lacht, ghert‘m ins *Knia* gschossa.

Da mein ‚Urbar‘-Gedicht vom schwäbischen Kloster Bebenhausen sprach und den Bauern von Plankstadt gewidmet war, hätte ein ostfränkisches Zitat wohl irritiert. Ergo übertrug ich die zynisch-feudale *Maxime* folgendermaßen in eine möglichst kalte *lingua franca*:

„Sollte dein Bauer lachen
dann reiße ihm einen Zahn
Sollt er noch einmal lachen
dann schieße ihm in die Knie“

Gewinn und Verlust dieser Transformation halten sich hoffentlich die Waage.

Immer wieder gab es aber auch Fälle, wo Übersetzung verboten war, wo der Dialekt das mot juste unabweisbar bereitstellte: „Ein alter Mann/ sorft über den Platz“. Die schlurfende Art der Fortbewegung ist von dem lautmalerischen Mundart-Ausdruck (verwandt mit englisch surfen) unnachahmlich und unverbraucht wiedergegeben. Warum also verzichten. Und Werkzeuge waren bei uns daheim zunächst einmal „gätlich“, erst in zweiter Linie, im Lehnwort, praktisch. Also verwende ich den angestammten Ausdruck in meinem Gedicht über die „Schatzkammer“ des Klosters Bebenhausen für „die/ eiserne Schippe am Haselstiel um/ Erde zu werfen nach Tieren die/ wichen von ihrer Herde// samt Haken um sie zu/ packen am Hinterlauf und um zu/ prüfen weshalb sie/ hinkten“. Der archaische Ausdruck für ein archaisches Handwerkszeug. Das übrigens mit dem Niedergang der Schaf-

zucht hierzulande bald in den Freilichtmuseen sein letztes Refugium finden dürfte wie vice versa das entsprechende Vokakular in den lexikalischen Archiven.

Texte, in denen zwei Sprachen kombiniert sind, nennt man m. W. leoninisch. Man könnte den Terminus auch auf Gebilde anwenden, in denen Hochsprache und Dialekt vereinigt werden. Bei balladenartigen Versen, in denen wörtliche Rede vorkommt, stand ich immer wieder so im Zwang des inneren Ohrs, dass mir eine Dolmetschung gar nicht in den Sinn kam. In dem unveröffentlichten Gedicht ‚Alte Spinnerin‘ lehnt ein Mann in der Wirtshaustür und sieht eine Frau langsam nach Hause trotten: Sie hat einen schweren Korb Gras auf dem Rücken und ist hochschwanger, was den Beobachter in den Ruf ausbrechen lässt „Kotz Weib Ihr seid ja hinta vorna glada!“ Kürzer kann man eine mühselige und beladene Existenz wohl nicht charakterisieren. Der ostfränkische Lakonismus in einem Satz. Und nicht anders, wenn die Atmosphäre eines drückend schwülen Sommerabends Wort wird, an dem einen die Blutsauger beim Mähen fast austranken:

„Heint hebba s‘ mi
fascht widder gfressa“ (‚Andenken‘).

Oder die Bewunderung für das schmelzende Abendlied einer Amsel:

„Horch
wia sche ‘s singt“ (‚Nachruf I‘)

Wobei mit dieser Sensibilität kontrastiert, wie der Bewunderer, schon todkrank und kaum noch in der Lage, etwas zu essen, nachts das Gelege des Vogels ausnimmt, um sein Obst zu schützen. Das Nebeneinander von Feinsinn und Krudität ein ostfränkisches Charaktermerkmal? Oder eine menschliche Universalie?

Immer von neuem stelle ich fest, sobald ich mit meinem Heimatort telefoniere oder ihn besuche, wie ich die Universalie des Hochdeutschen verlasse und der *differentia specifica*, dem Dialekt, anheimfalle. Die erste sprachliche Natur bricht sich automatisch Bahn. Man will auch nicht als hochnäsigt gelten, man will dazugehören, zu diesen gut tausend Menschen, zu diesen paar Quadratkilometern am „Rigi des Frankenlands“. Was ja nichts daran ändert, dass man einst davongegangen und einen ganz anderen Weg eingeschlagen hat als die Dagebliebenen. Ihr Ohr ist unbestechlich – ein falscher Laut, und sie würden stutzig werden! Anpassungszwänge der Zuagroasta, der Reigschmeckta:

Ortswechsel

Nach ihrer Heirat übern
Berg hieß es nicht mehr
Broat Schnäa Klää Rääh
sondern
Brot Schnee Klee Reh

Umlernen musste sie
wollte sie dazu gehören

ein klein wenig vornehmer die
neue Mundart ein Stückchen
näher der Hochsprache

Als sie zum erstenmal auf den
Ort sah in dem sie fast vier
Jahrzehnte verhehlicht war
dachte sie

da wolle sie nicht „toti“
begraben sein

ließ als Witwe alles hinter sich
das Haus und die Gärten und
harrte der Dinge die
kommen sollten an einem Ort mit
noblerer Umgangssprache näher der
Großstadt mit ihren gestürzten
Diphthongen („Dei alte Kouh hat'n
Houston“)

die aber wollte sie nicht mehr
lernen

Schicksal einer 95-jährigen, die es einst von Fürnheim über den Hesselberg nach Ehingen verschlagen hat und schließlich nach Heilsbronn zwischen Ansbach und Nürnberg – meiner Mutter. Die Anpassung schritt nicht nur „auf Wurzelfüßen“ voran, wie ich einmal formulierte („Lehrgang in Darwinismus“), sondern auch in der richtigen Intonation des Vokalismus – in einer Zeit, in der man einen Ehinger eben auf den Selbstlaut genau von einem Beyerberger, Lentersheimer oder gar von einem Burker unterscheiden konnte. In Burk – 10 km nördlich begann das Land „am Sand“, der Gäu der „Peterlesboum“, der genannten gestürzten Diphthonge. Ein Fehltritt auf der Treppe der Vokale – und man verriet seine Identität, seine Herkunft.

Die Volkskundler (empirischen Kulturwissenschaftler) glauben ja festgestellt zu haben, dass die Dialekte, wahrscheinlich unter dem Einfluss der Massenmedien, ihre Trennschärfe verlieren, sich einander angleichen, und das nicht nur auf den Dörfern, sondern auch in den Stadtteilen, die ja oft aus eingemeindeten Dörfern hervorgegangen sind. Früher konnte man – um von Frankfurt am Main zu reden – eben einen Einheimischen aus Bockenheim von dem aus Hedderheim unterscheiden, obwohl sie in Sachsenhausen vor dem selben Äppelwoi saßen. Ob diese Nivellierung mittlerweile auch bei der mobilen jungen Generation rund um den Hesselberg eingesetzt hat, kann ich ohne sorgfältige Tonproben nicht wis-

sen. Die Auswirkung der Globalisierung kann ich indes an meinen eigenen Kindern feststellen. Da meine Frau Elisabeth Albertsen als Muttersprache das Plattdeutsche mitbrachte (Breitenberger Provenienz) und ich mein Ostfränkisch, war Hochdeutsch selbstverständlich die Familiensprache. Besuche und Ferienaufenthalte bei den Großeltern in Nord und Süd reichten nicht aus, um den Nachwuchs an deren Zungenschlag zu fesseln. Mein Sohn, der sich für Dialekte interessierte, lernte das Bad Vilbeler Hessisch seiner Schulkameraden oder das Sächsisch von zugereisten Lehrern imitieren – es hatte aber immer nur Zitatcharakter.

In den wechselnden „Exilen“, in denen ich seit 1961 lebe (Erlangen, Tübingen, Rom, Frankfurt, Bad Vilbel, Tübingen) neigt man wohl dazu, die Herkunftssprache zu petrifizieren. Man weiß das von Emigranten, deren Deutsch nach Jahrzehnten im Ausland oft merkwürdig antiquiert klang. Sie versäumen zwangsläufig die grammatischen, semantischen etc. Verschiebungen – spreche ich als Landflüchtiger innerlich also womöglich ein versteinernes Ehingerisch? Das klang mir bislang immer anders – im Gegenteil, die sprachlichen Anleihen beim Dialekt erschienen mir immer als ein Moment der Auffrischung, der Verlebendigung des Hochdeutschen. Nicht Petrifizierung, sondern Vivifizierung war die Devise. Eine Selbsttäuschung im Zeitalter des Denglischen?

Eines bleibt meinem Selbstbild unverlierbar. Die erste Frage, die Kindern bei uns einst gestellt, lautete gewöhnlich „Wen gherst du?“ – als ginge es um eine Form von Leibeigenschaft. Die Antwort lautete in meinem Fall „In Corin vo Ehing!“ Die Vulgo-Verstümmelung des Namens inclusive. Ein paar Jahre später hatte man vielleicht instinktiv gelernt, dieser Falle zu entgehen und sich zu behaupten: „I bin der Corina Karl“. Noch immer mit barbarisiertem Italienisch und mit der üblichen Umstellung von Vor- und Familienname. Und so firmiere ich noch immer, wenn ich zurückkehre. Bin ich ein Leibeigener, ein Gefangener des Dialekts? Ich versuche, in Ketten zu tanzen.

Glossar

Bahra	Futtertrog
bal	bald
Beiß	Eber
betzamässi	saumäßig
Drääck	Dreck
dreckater	dreckiger
durchbloost	durchgeblasen
Fääch	Nachgeburt
flanna	weinen
gelfara	wütend bellen
gera	gerne

gfräät	gefrenut
gherscht	gehörst
gmischt	gemistet
gräächts	geräuchertes
grene	grüne
gstanda	gestanden in Duldungsstarre für den Eber
Gwürch	Gewürge
Habberweisch	Haferstoppeln
heint	heute
Herrla	Großvater
herumkapellen	heftig bearbeiten
Herzdutta	Herzzitze
hinderschi	rückwärts
hooria	haarigen
hot	nach rechts
Hundsfotza	Geschlechtsteil der Hündinnen
kelbert	kalbt
Kemich	Kamin
Latära	Laterne
lefft	läuft
meassa	müssen
Moggala	Kalb
neigsoacht	hineingepisst
neitrolla	in den Mund hineinstopfen
nocht	dann
Nunna	weibliches Ferkel
Nusskera	Nusskern
raafluacha	herunterfluchen
Raffer	Raufer
ratzabutz	mit Haut und Haar
rumsa	in Brunst
rumsada Dausch	brünstiges Mutterschwein
Saili	Ferkel
schea	schön
scheckada	gescheckt
schmeckts	riecht es
Schualmaschter	Schullehrer
teba	toben
toosheerad	taub
türmlisch	schwindlig
Wääderloacher	Blitz
Wetzstoa	Wetzstein
wistaher	nach links
wüati	wütende
Würzela	Würzelchen
Zibbali	Küken
z'obads	abends

Karl Corino

**FROM THE LITERARY NATIONAL WEALTH
OF THE EAST FRANCONIAN DIALECT**

(Summary)

The article is a description of the East Franconian Dialect from the point of view of the author who grew up in the town of Ehingen. The text, written in the form of an essay, interspersed with interesting and funny descriptions of the reality of this language area, is rich in authentic examples of this dialect. For the full transparency and understanding of the dialects in the text, the author has placed a glossary at the end.

Keywords: East Franconian Dialect, Dialectology